

Schreiben in Zwischenräumen

Literatur der Migration

Hannes Schweiger

In seinem Essay »In der Fremde schreiben« führt Dimitré Dinev (2004) eindrücklich vor Augen, wie viele Grenzen überschritten und welche Hindernisse überwunden werden müssen, um in der Fremde schreiben zu können und schließlich schreibend in der fremden Sprache eine neue Heimat zu finden.

In der Fremde zu schreiben bedeutet oft, ohne Familie, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Heim, ohne Halt, ohne Papiere, ohne Meldezettel, ohne Arbeits- und ohne Aufenthaltbewilligung zu schreiben. Es bedeutet, auch dann zu schreiben, wenn man keine Bestätigung seiner Existenz hat (ebd., A4).

Wer keine Bestätigung seiner Existenz hat, läuft Gefahr, nach der Familie, dem Zuhause, dem Freundeskreis, der Arbeit auch noch sich selbst und damit seine Identität zu verlieren. Identitätsverlust ist eine der Bedrohungen, denen (schreibende) MigrantInnen ausgesetzt sein können. Wenn sie aber, so Dinev, den langen Weg in die Fremde und den noch viel längeren Weg vom bloßen (Über)leben zum Schreiben gegangen sind, dann haben sie begriffen, dass das Wort ihre Heimat ist. (ebd.) Dinev hat in der deutschen Sprache eine Heimat gefunden, davon geben sein Roman *Engelszungen* (2003) und seine Prosatexte in *Ein Licht über dem Kopf* (2005) ein beredtes Zeugnis ab.

Für ihn sowie für einige andere AutorInnen mit Migrationshintergrund (u. a. Alma Hadzibeganovic, Anna Kim, Denis Mikan) war der Literaturpreis »schreiben zwischen den kulturen«, der seit 1996 vom »verein exil« im Wiener Amerlinghaus veranstaltet wird, ein Sprungbrett in die österreichische Literaturszene (vgl. zu diesem Literaturpreis Friedl 2003). Die von einer Jury preisgekrönten Texte werden zusammen mit Gesprächen mit den AutorInnen von der Organisatorin Christa Stipinger in einer jährlich erscheinenden Anthologie zum Literaturpreis herausgegeben. Damit wurde ein Forum geschaffen für Texte, die »sich im weitesten sinne mit den themen integration oder assimilation, identität oder leben zwischen (sub-)kulturen auseinandersetzen«, so der Ausschreibungstext (siehe verein exil 2006). Mit Hilfe dieses Preises werden die Stimmen schreibender MigrantInnen hörbar gemacht. Dabei sollte aber nicht der Eindruck entstehen, dass AutorInnen mit Migrationshintergrund nicht auch über andere Themen schreiben. Das tun sie und darauf aufmerksam zu machen ist immer wieder wichtig, um der Nischenbildung und dem Exotismus in der Rede über die Literatur von MigrantInnen entgegenzuwirken.

Dinev beklagt in dem oben zitierten Essay auch, dass offensichtlich im österreichischen Literaturbetrieb für viele die Herkunft des Autors wichtiger ist als seine Sprache (Dinev 2004). AutorInnen mit Migrationshintergrund werden immer wieder auf ihre Herkunft verwiesen, auch wenn sie in der Eigenwahrnehmung mit ihrem Herkunftsland oder ihrer Herkunftskultur nichts oder nicht (mehr) viel zu tun haben.

Indem MigrantInnen auf ihre Herkunft hingewiesen werden, wird ihnen ein Ort zugeteilt, ihre Identität wird an einen Ort gebunden und dieser Ort liegt jenseits einer Grenze zwischen Eigenem und Fremden. Eine solche Verortung impliziert auch einen Akt des Ausschließens. Gisela Holzner (2005) macht im Text zur Veranstaltung »Mit den Augen fremder Sprache« im Rahmen der 28. Innsbrucker Wochenendgespräche 2005 auf den Grenzen ziehenden und Grenzen aufrechterhaltenden Blick auf AutorInnen mit Migrationshintergrund aufmerksam. Ein solcher Blick reduziert die Komplexität ihrer Lebens- und Schreibsituation und versucht sie und ihre Texte auf einen einfachen Nenner zu bringen:

Nach gängiger Lesart werden sie immer noch als RepräsentantInnen ihrer Herkunftsländer wahrgenommen, obwohl ihre Literatur eine andere, vielstimmige Sprache spricht, die ethnische Festschreibungen und Fremddefinitionen unterläuft und Vorstellungen von festgefügt kulturellen, regionalen und nationalen Identitäten in Frage stellt (Holzner 2005).

In der Literaturwissenschaft hat diesbezüglich längst ein Umdenken stattgefunden und es lassen sich zahlreiche Versuche finden, AutorInnen mit Migrationshintergrund aus der Ecke der MigrantInnenliteratur zu holen und zu betonen, dass deren Wirklichkeiten und deren Textwelten viel komplexer sind, als sie dargestellt werden, wenn beispielsweise von der »Autorin türkischer Abstammung« oder dem »Autor bulgarischer Herkunft« die Rede ist. In der Literaturkritik finden sich aber immer noch erstaunlich kurzsichtige Kategorisierungen: So ist etwa in einer Rezension des neuesten Romans von Feridun Zaimoglu (2006), *Leyla*, von den »nichtdeutschen Autoren« die Rede, die in zunehmendem Maße die »deutsche Gegenwartsliteratur« (Paterno 2006, 120) bestimmen würden. Dem Autor des Artikels sei die Notwendigkeit der Reduktion im journalistischen Schreiben zugestanden, es sollte dabei aber nicht völlig auf die Kunst eines differenzierten Blicks verzichtet werden. Hier werden Grenzen gezogen zwischen »einheimischen« und »fremden« AutorInnen, obwohl alle eine gemeinsame Sprache verbindet. Solch eine Grenze stellt wie Grenzen im Allgemeinen eine Vereinfachung dar. Grenzen teilen die Welt ein, sie geben Orientierung und konstituieren Identität. Sie vereinfachen aber auch, reduzieren eine komplexe Wirklichkeit auf ein simples »Hier« versus »Dort«, »Wir« versus »die Anderen«, das Eigene versus das Fremde. Grenzen sind darüber hinaus die Basis für die Konstituierung und Aufrechterhaltung von Machtverhältnissen und Ungleichheiten.

Viele AutorInnen mit Migrationshintergrund überschreiten mit und in ihren Texten Grenzen, sie verschieben Grenzen, heben sie auch auf und machen in jedem Fall deren Konstruiertheit deutlich. Sie bewegen sich in den Zwischenräumen kulturellen Übersetzens, die aber nicht als Räume zwischen zwei klar voneinander getrennten Kultur- und Sprachräumen zu verstehen sind. Vielmehr betrachte ich diese Zwischenräume im Sinne Homi Bhabhas (1994) als Orte des Verhandeln von Differenzen, in denen sich essentialistisches Denken als inadäquat erweist und stattdessen die Performativität von Kultur, Sprache und Identität sichtbar wird. Viele MigrantInnen zeigen mit ihrem Schreiben, wie willkürlich Grenzen sind. Dies trifft mitunter auch auf AutorInnen zu, die nicht aus einem Land in ein anderes oder aus der einen in eine andere Sprache migriert sind. Im Zentrum stehen in diesem Beitrag aber AutorInnen mit Migrationshintergrund und jene ihrer Texte, in denen eine Auseinandersetzung mit dem Thema Migration und der Situation von MigrantInnen stattfindet.

Mein Interesse gilt im Folgenden einigen Momentaufnahmen aus dem Leben in der Fremde, in der neuen Heimat, ohne Heimat, aus einem Leben in Bewegung. Es sollen und können nur Ausschnitte sein, die nicht als repräsentativ für das Schreiben der jeweiligen Autorin oder des jeweiligen Autors gelten können und dürfen.

MigrantInnen stoßen immer wieder an Grenzen und brauchen sehr viel Energie, Lebensmut und auch Glück, um sie zu überwinden. Je häufiger Grenzen überschritten werden, desto intensiver und aufwändiger werden auch die Bemühungen der Herrschenden, die Grenzzäune höher zu ziehen. In den Grenzüberschreitungen von MigrantInnen steckt das Potenzial für eine Welt, in der Grenzen zusehends an Bedeutung verlieren. Dinev schildert dementsprechend in seinem Roman *Engelszungen* wie auch in vielen seiner anderen Texte zwei voneinander völlig verschiedene Gegenwarten Europas: »Eine Gegenwart von endlosen Aufbrüchen und Ankünften und Grenzen, wohin man nur schaut.« (Stuiber 2003, 12) Und andererseits: »Eine Gegenwart, in der es längst nichts mehr Fremdes gibt außer den Gesetzen selbst, die dauernd Fremdheit und Befremdung produzieren.« (ebd.) Wie schwierig es ist, Grenzen zu überschreiten, hängt naturgemäß vor allem von den sozialen Verhältnissen ab, in denen man lebt.

Momentaufnahmen aus der Fremde

Arbeit

Grenzen werden manifest durch Gesetze; in ihnen entfalten sie ihre Macht über den Einzelnen oder die Einzelne. Spas, in Dinevs (2005a) Erzählung »Spas schläft« (in diesem Heft), »war vor elf Jahren aus Bulgarien geflüchtet, voller Liebe, Hoffnung und Glauben. Er wollte in Wien leben, lieben und geliebt werden« (ebd., 95). Zunächst wird er aber ins Flüchtlingslager Traiskirchen gebracht, wo er zusammen mit vielen anderen auf eine Aufenthaltsgenehmigung hofft. Doch vergeblich, denn die Gesetze werden immer strenger und seine Chancen, legal in Österreich zu bleiben, immer geringer. Gesetze machen Flüchtlinge zu Fremden, zu »Anderen«, die die Mehrheitsgesellschaft als Bedrohung imaginiert. »Sie [die Flüchtlinge, Anm. H.S.] begriffen nur schwer, daß das Gesetz sie selber in Angst verwandelt hatte. Sie waren die Ängste der heilen Welt.« (ebd., 103) Das Leben der Flüchtlinge und Einwanderer/Einwanderinnen in Dinevs Texten wird häufig von ihrer Marginalisierung durch das Gesetz geprägt. Gesetze drängen sie in die Schwarzarbeit und damit in die Illegalität.

Bezeichnend für viele der Flüchtlings- und MigrantInnenexistenzen in Dinevs Texten ist die fortwährende Suche nach Arbeit. »Wer Arbeit hatte, hatte ein Zuhause.« (ebd., 98) Nur wer eine Arbeitsbewilligung hat und dadurch legal im Land lebt, kann sich zu Hause, heimisch und in Sicherheit fühlen. Die Identität eines Flüchtlings wird durch die gesetzliche Lage auf die Erlaubnis zu arbeiten reduziert. Das Gesetz zieht eine scharfe Grenze zwischen denjenigen, die eine Arbeitsbewilligung haben und den Illegalen, die »mit Ehrfurcht« zu denen aufschauen, die arbeiten dürfen:

Ihre orangefarbenen Gewänder leuchteten. Man sah sie von weitem, wie viele aufgehende Sonnen. Himmelskörper, die ihre festgezeichneten irdischen Wege gingen. Unerreichbar waren sie. Sie waren von einem anderen Stern, von einer anderen Welt. Sie waren Österreicher. Nur solche durften bei der Müllabfuhr arbeiten. Arbeit war ein magisches Wort (ebd., 100).

In »Spas schläft« schildert Dinev eindrücklich den Überlebenskampf von Flüchtlingen in Österreich, der sich einzig und allein um die Möglichkeit zu arbeiten, im besten Fall legal zu arbeiten, dreht.

Dass das wichtigste deutsche Wort für jeden Flüchtling »Arbeit« ist, lernen im Roman *Engelszungen* Svetljo und Sascho im Flüchtlingslager Traiskirchen von Spas und Ilija. An dieser Stelle verknüpft Dinev die beiden Texte miteinander und es wird deutlich, dass viele seiner Texte in derselben Welt angesiedelt sind, jeweils aber andere Ausschnitte zeigen und anderen Lebenswegen folgen. »Ich suche eine Arbeit« (Dinev 2003, 538) schreibt Spas den beiden auf eine Spielkarte, der wichtigste Satz, um überleben zu können.

Svetljo und Sascho sind in den Weihnachtstagen des Jahres 1990 über Tschechien nach Österreich geflüchtet und leben in der Folge jahrelang illegalisiert als Schat-tenexistenzen. Mit Gelegenheitsjobs hält sich Svetljo über Wasser, geht auf den Arbeiterstrich und ist ständig der Gefahr ausgesetzt, von der Polizei kontrolliert und ausgewiesen zu werden. Das Versteckspiel ist riskant und gefährlich, paradoxerweise ist er aber dann am sichersten, als er Arbeit als Würstelstandverkäufer in der Wiener Innenstadt bekommt. Als solcher ist er sichtbar für alle Behörden, noch dazu, wo Polizisten zu seiner Stammkundschaft gehören. Das Leben als Flüchtling, die Existenz in der Fremde wird im Falle Svetljos in all seinen Gefahren und seiner Trostlosigkeit geschildert. Als Fremder erscheint es ihm unmöglich, Beziehungen einzugehen und er findet nicht die richtige Sprache, um seine Situation zu beschreiben und der Österreicherin Nathalie, die seine Lage nicht aus eigenem Erleben heraus kennt, näher zu bringen.

Er hatte das Gefühl, dass er statt Worte Steine mit sich schleppte [...]. Hart waren sie, grau waren sie, und würde er seinen Mund aufmachen, würden sie hinausrollen und nur erschlagen und drücken und wehtun. Er hatte Angst, ihr die Armut seiner Wohnung und seines Lebens zu zeigen. Nicht einmal einen Traum hatte er, von dem er ihr erzählen hätte können (ebd., 555).

Als Nathalie und Svetljo einander doch näherkommen und er sich auch auf Gespräche mit ihr einlässt, erzählt er ihr von seiner Familie, gibt Anekdoten und Geschichten aus der Zeit seiner Großeltern und Urgroßeltern zum Besten und bringt Nathalie zum Lachen. Doch auf die Frage, was er denn in den letzten elf Jahren in Wien erlebt hatte, kann er ihr nicht mit Geschichten antworten. Die Existenz als Flüchtling ist aus der Sicht Svetljos eine entleerte, eine, die nicht erzählt werden kann, die sich nicht in Geschichten verpacken lässt, die reduziert ist auf die Suche nach Arbeit. Svetljo zeigt Nathalie drei Spielkarten, die die Erzählung seiner Flüchtlingsexistenz sind und auf denen Folgendes zu lesen ist: die Adresse des bulgarischen Kulturinstituts in Prag, die Anweisungen, wie er ins Flüchtlingslager Traiskirchen kommen sollte, und der Satz: »Ich suche eine Arbeit«.

Würde ich nicht von meinen Freunden oder einfach von den anderen erzählen, würden sich die letzten elf Jahre meines Lebens nur auf diese Worte beschränken. Ich hätte nichts zu berichten gehabt ... Ich habe sonst nichts erlebt ... (ebd., 598).

Bezeichnenderweise machen den überwiegenden Teil des Romans auch nicht die Schilderungen des Lebens der beiden Protagonisten Svetljo und Iskren als Migranten in Wien aus, sondern die Familiengeschichten, die sich über nahezu ein ganzes Jahr-

hundert erstrecken. Die Existenz von Flüchtlingen ist auf das pure Überleben und auf Arbeitssuche reduziert und ist geprägt von Ausgrenzung und Illegalisierung.

»Arbeit« ist für Flüchtlinge und MigrantInnen »mehr als ein Wort, es [ist] die Rettung« (Dinev 2005a, 94). Arbeit zu finden wird als Wunder erlebt, doch dieses Wunder ist oft nur von kurzer Dauer. (ebd., 102) In vielen Texten Dinevs wird der Gegensatz zwischen den Gefühlen, Hoffnungen und Wünschen der MigrantInnen und der Wirklichkeit im fremden Land vorgeführt. Wörter wie »Hoffnung«, »Wunder« oder »Erlösung« deuten eine metaphysische Ebene an und machen die Diskrepanz zwischen Traum und Wirklichkeit deutlich.

In dem kurzen Text »Kein Wunder« skizziert Dinev (2005b) die Lebensgeschichten dreier osteuropäischer Bauarbeiter in Wien, die ein Haus mit Swimmingpool bauen, für sechs Euro in der Stunde (wenn sie das Geld überhaupt bekommen). Er schildert den monotonen Arbeitsalltag der drei, der durch nichts unterbrochen wird, nicht einmal durch das vermeintliche Wunder: einer der drei, hatte über Nacht Wundmale an den Händen bekommen, er glaubt, es handle sich um Stigmata. Doch im Arbeitsalltag der drei Schwarzarbeiter, der bestimmt ist von der Angst, die Arbeit zu verlieren, ist kein Platz für Wunder. Die Wunden stammen von der Arbeit, denn die drei »bauen morgens, sie bauen mittags, sie bauen abends« (ebd., 184). Die Erlösung ist nur ein Traum, nur eine Fiktion. Für Wunder ist kein Platz in der Wirklichkeit von MigrantInnen.

Von einem der drei Bauarbeiter heißt es, er kenne auf Deutsch das Wort Wahrheit nicht. In den sieben Jahren, die Dan illegal in Österreich lebt, hat er es noch nie gebraucht. »Ein Visum hat er gebraucht, einen Meldezettel, eine Arbeit, aber nie die Wahrheit« (ebd., 185). Dass Wahrheit keinen Platz im Dasein von MigrantInnen hat, wird auch deutlich, wenn Dinev seine MigrantInnenfiguren gerade dadurch überleben lässt, dass sie sich der Unwahrheit, der Täuschung, des Betrugs, des Fälschens bedienen, wie beispielsweise die zweite Hauptfigur in *Engelszungen*, Iskren. Sie erkaufen sich ihr Leben in der Fremde mit falschen Pässen, mit erschwindelten Identitäten, mit dem Schein, ein anderer zu sein, als sie tatsächlich sind. Nur so können sie die Grenzen, die Gesetze ziehen, überwinden und ihren Traum vom Leben in der Fremde erfüllen – doch dieser Traum wird mitunter zum Alptraum. Die Realität des Lebens in der Fremde ist oft sehr weit von den Träumen entfernt.

Identität

Migration resultiert mitunter im Verlust von Identität. Mit dem Überschreiten von nationalen und kulturellen Grenzen wird auch eine Grenze zur Vergangenheit, zum früheren Leben gezogen. Die Diskontinuität in den Lebensgeschichten von MigrantInnen ist auch Thema des Textes »Mosaiksteinchen« von Sanya Abramovic (2004), eine der PreisträgerInnen beim Literaturpreis »schreiben zwischen den kulturen« 2004. Die Grenze zwischen dem gegenwärtigen und dem vergangenen Ich zieht in diesem Fall der Krieg im ehemaligen Jugoslawien.

Die Ich-Erzählerin ist von existenzieller Traurigkeit erfüllt, die vielleicht »mit den Fäden zu tun [hat], die gerissen sind oder mit den Spuren, die einfach irgendwo in der Erde versickert sind« (ebd., 87). Es gibt nichts, das sie noch mit dem kleinen Mädchen verbindet, das sie vor der Flucht war. Ähnlich beschreibt dies auch Alma Hadzibeganovic (1997): Sie musste, als sie mit ihrer Familie flüchtete, alles zurücklassen, unter anderem auch alle Fotos aus dem Leben bis zur Flucht. Mit den Bildern

ist auch der Beweis des früheren Lebens verloren gegangen: »Nichts beweist, daß es dich gegeben hat.« (ebd., 31)

Die Vergangenheit wird immateriell und bilderlos, nur in der Erinnerung gibt es sie noch, nur in imaginierten Bildern. »Alles was ich habe, sind Bilder. Erinnerungen, von denen ich nicht einmal weiß, ob es meine eigenen sind.« (Abramovic 2004, 87) Auch ein Besuch in der alten Heimat kann die Kluft zum früheren Ich nicht überbrücken. Sie erkennt sich nicht wieder an dem Ort im Kriegsgebiet, an dem sie als kleines Mädchen mit ihren Eltern gewohnt hatte. »Ich habe das kleine Mädchen an dem Ort in der Vergangenheit zurückgelassen, wo es glücklich ist. Ich erinnere mich in Bildern, in Ausschnitten, in den kleinen Teilen eines Mosaiks, das ich niemals zusammensetzen werde können.« (Abramovic 2004, 93) Es kann kein vollständiges Bild mehr entstehen, nur Mosaiksteinchen sind von der Vergangenheit geblieben. Die Identität in der Fremde ist eine zersplitterte Identität, MigrantInnen »[are] obliged to deal in broken mirrors, some of whose fragments are irretrievably lost« (Rushdie 1991, 11). Das muss auch Isken in Dinevs *Engelszungen* erfahren, nachdem er mehrmals den Pass, seinen Namen und damit im weiteren Sinne auch seine Identität gewechselt hatte: »Sein Leben war in kleine Stücke zersplittert, er hatte keine Kraft sie zu sammeln. Müde war er. Die ganze Müdigkeit dreier Existenzen spürte er plötzlich in sich« (Dinev 2003, 506).

Namens- und damit Identitätswechsel sind charakteristisch für viele der Figuren von Dinev und auch die Schwester der Ich-Erzählerin in »Mosaiksteinchen« wechselt in der Fremde den Namen – um weniger fremd zu sein: Da ihren ursprünglichen Namen Đurđica im österreichischen Kindergarten niemand aussprechen konnte, wurde sie Judith genannt. »Sie musste ihre Identität umschalten wie einen Lichtschalter. Sie wurde eine andere. Heute nennen sie fast alle Judith – ich auch.« (Abramovic 2004, 91) Wenn die Ich-Erzählerin in die alte Heimat fährt, so fühlt sie, dass sie »immer noch etwas mit [ihr] zu tun hat« (ebd., 91). Aber sie erlebt sie als Fremde, »wie eine, die niemals dort gelebt hat« (ebd.), weil die Verbindung zur Vergangenheit, zum früheren Ich gekappt ist. Alle Sprachen sind für sie Fremdsprachen, mit ihrer Heimat hat sie auch ihre Muttersprache verloren und fühlt sich »ganz und gar im Niemandsland« (ebd.). Aber sie betont auch, sie habe sich wenigstens ein bisschen besser dadurch kennen gelernt, dass sie sich wieder mit ihrer früheren Muttersprache und ihrer Heimat auseinandergesetzt hat, indem sie sich auf die Suche nach dem verlorenen Ich begeben hat. Die Ich-Erzählerin in »Mosaiksteinchen« teilt ihr Schicksal mit vielen anderen MigrantInnenfiguren.

Doch während in diesem Text die Sehnsucht nach verlorener Identität, Heimat und Vergangenheit dominiert, findet sich beispielsweise bei Zsuzsanna Gahse (2005) die Bejahung der Multiplizierung von Migrationsidentitäten, so gut wie ohne Wehmut und Schmerz. In einem ihrer »instabilen Texte« führt sie den Identitätswechsel durch Ortsveränderung an sein Extrem und ironisiert zugleich Versuche, Identität an einen bestimmten Ort zu koppeln. Jede Reise an einen neuen Ort bedeutet einen Wechsel der Identität:

Er (wer auch immer) wurde in Hamburg geboren und lebte dann in München, er wurde in Hamburg geboren, lebte dann zwei Jahre in Paris, später in Rom; ein Hamburger. Er war in Hamburg auf die Welt gekommen, lebte jedoch in Kiew, später in Me^lník, so dass er ein Tscheche war, er lebte eine Weile dort, der Ham-

burger war ein Tscheche, einige Jahre danach war er in Rom angelangt. Dort traf er eines Abends jenen Mann, der in Zürich auf die Welt gekommen war und in Genf lebte, der Genfer kam an, und es wurde ein wichtiger Abend, für beide Römer (ebd., 8f).

Weniger verspielt schreibt sie in »Kleine instabile Ortskunde«: »Ein- und Auswanderer sind Fremde. Wenn jemand plötzlich von einer Stelle zu einer anderen wandert, und eine Weile (es fragt sich natürlich welche Weile) nicht zur ursprünglichen Stelle zurückkehrt, wird er allmählich entstellt aussehen, und das ist, was man als fremd empfindet.« (ebd., 34) Migration verändert Identität und führt auch zu Selbstentfremdung: »Das Gesicht zu verlieren ist sehr bezeichnend für die Wanderungen. An einem neuen Ort hilft einem kein Blick in den Spiegel, nichts hilft, niemand kommt entgegen, die eigenen Gesichtszüge sind unbekannt, zuerst für die anderen, allmählich auch für einen selbst.« (ebd., 36) MigrantInnen blicken in zerbrochene Spiegel und nehmen sich fragmentiert wahr. In den Texten Gahses dominiert aber nicht die Melancholie oder die Trauer angesichts des Blicks in den Spiegel, der ein fremdes Gesicht zeigt. Vielmehr sieht die Autorin selbst ihr Dasein als »TransmigrantIn« in einem positiven Licht und bejaht die dadurch bedingte Vielsprachigkeit. Als TransmigrantIn versteht sie sich, weil sie mit der Möglichkeit lebt, jederzeit wieder aufzubrechen und weiterzuziehen. (ebd., 34) Jeder Ort wird dadurch zur Zwischenstation. In der fortwährenden Veränderung durch Orts- und Sprachenwechsel liegt auch eine große Freiheit.

Mobile Identitäten. AutorInnen mit Migrationshintergrund im Literaturbetrieb

Anna Kim betont so wie viele andere AutorInnen mit Migrationshintergrund, dass sie eindeutig eine deutschsprachige Autorin ist, dass sie in dieser Sprache denkt und schreibt und die deutsche Sprache konstituierend ist für ihre Identität, nicht nur als Autorin. Die Sprache in der sie denkt, schreibt und lebt, ist ihre Welt: »die zunge mein tragbarer himmel« (Kim 2002a, 12), formuliert sie im Gedicht »exile«. Ihre Identität ist nicht »zwiesgespalten, sie ist eindeutig. Eindeutig hat sie sich im Deutschsprachigen verankert« (Kim 2002b, 35). In ihrem Text »irritationen« (Kim 2000a) führt sie unterschiedliche Versuche der Identitätsfindung vor, wobei deutlich wird, dass die Protagonistin erst durch ihre Umwelt immer wieder auf ihre vermeintliche Herkunft verwiesen wird. Die eigene Fremdheit ist eine von außen auf die Protagonistin projizierte. Nicht sie selbst sieht sich als Gespaltene, die zwischen den Kulturen steht oder gar als Fremde in einer deutschsprachigen Umgebung, sondern die Mitmenschen sind es, die sie zur Fremden machen, die Grenzen zwischen ihr und den vermeintlich Einheimischen ziehen und sie auf ihre angeblichen Wurzeln aufmerksam machen. Festgemacht wird ihre Fremdheit an ihrem Äußeren, das jedoch für sie gerade nicht ihre Identität konstituiert. Gespalten wird ihre Identität somit »nur selten von der Sprache, selten vom Scheitern einer Sprache oder ihrer Übersetzung, immer von jenen Sprachbetroffenen, die mutwillig Unterscheidungen treffend, betroffen machen« (Kim 2002b, 35). In einem Interview meint Anna Kim, viele Menschen verstanden nicht, dass »sich in mir trotz meiner asiatischen Außenhaut deutschsprachige Gedanken verstecken« (Kim 2000b, 18).

Den Zwang zur Eindeutigkeit und zum kulturellen Bekenntnis, dem MigrantInnen oft ausgesetzt sind, lehnt auch Barbara Frischmuth (2005) ab. Sie schreibt

über Sudabeh Mohafez, was auch für andere AutorInnen gilt, dass sie nämlich ihr Aufwachsen in drei Sprachen und dadurch mit zumindest drei Wahrheiten nicht als Verunsicherung sieht.

Im Gegensatz zu den gelegentlichen Spaltungsaufforderungen aus der jeweils anderen Umgebung, nämlich sich für eine Sprache, eine Geografie, eine Identität entscheiden zu müssen. Sie besteht auf dem Anspruch, alles sein zu wollen, was sie ist. Nicht entweder oder, sondern jedes auf seine Weise. [...] Dabei wird die Sprache zu einer Geografie der Gleichzeitigkeit alles ihrer inneren und äußeren Orte, ihrer Herkünfte (ebd., 2).

AutorInnen mit Migrationshintergrund stellen auf dem literarischen Markt und in der Wahrnehmung vieler KritikerInnen eine eigene Kategorie dar. Dies kann Vorteile bringen, etwa in Zeiten, in denen die mediale Aufmerksamkeit auf das Thema Migration, auf die Bevölkerungsgruppe der MigrantInnen gerichtet ist und auch im Bereich der Literatur die Texte, die sich mit Migration, mit Exilerfahrung, mit multikultureller Gesellschaft auseinandersetzen eine Konjunktur erleben und mit einem hohen symbolischen Wert gehandelt werden. Andererseits kann die Einordnung unter der Kategorie »Migrationsliteratur« auch zu einem erheblichen Nachteil werden, wenn beispielsweise Texte dieser AutorInnen nur noch im Hinblick auf das Thema Migration gelesen und andere Aspekte und Facetten übersehen oder Texte mit anderen Themen und Inhalten ignoriert werden. Zudem geraten AutorInnen mit Migrationshintergrund, die in ihren Texten MigrantInnen als Figuren erscheinen lassen oder sich schriftstellerisch mit dem Thema Migration auseinandersetzen immer sofort in den Verdacht des Autobiographischen – eine unzulässige Verkürzung, der Texte anderer AutorInnen nicht so leicht unterliegen.

In ihrem Vorwort zur Anthologie *wortstürmer* zum Literaturpreis »schreiben zwischen den kulturen« 2005 betont Alma Hadzibeganovic den Anspruch der Texte auf Universalität.

In allen diesen Texten ist das universelle menschliche Dilemma anwesend, in allen findet Auseinandersetzung mit dem Dasein als Individuum statt. Darum werden diese Texte zu Literatur, aufgrund ihres Gehalts und ihrer Form, nicht bloß aufgrund der Biografien der AutorInnen (2005, 8).

Texte von AutorInnen mit Migrationshintergrund sind viel mehr als autobiographische Auseinandersetzungen mit dem Leben als MigrantIn. Viele dieser Texte haben zweifelsohne einen autobiographischen Gehalt, wenn sie das Leben in der Fremde und das MigrantInnendasein zum Thema machen. Aber das ist nicht der Grund für ihre Bedeutung. Es gilt bei der Lektüre den Blick gerade auf das zu lenken, was sie als Einzeltexte ausmacht und was sie andererseits mit anderen Texten, unabhängig von Sprache, Herkunft und Biographie der AutorInnen, gemeinsam haben. Ein solcher Blick hilft auch zu vermeiden, Differenzen aufrecht zu erhalten, auf denen Ungleichheiten aufbauen. Ich schließe mich dem Plädoyer von Immaculata Amodeo (2002) an, die auf die Bundesrepublik Deutschland bezogen schreibt:

Der offensichtliche Zustand der Literatur in (nicht nur) dieser Republik legt es nahe, die Taxonomien dahingehend zu ändern, daß die Literaturwissenschaft auf Interkulturalität als Normalzustand jeder Kultur, auf die grundsätzliche Fremd-

sprachigkeit jeder guten Literatur, auf die Individualität von Autoren und auf die Besonderheit jedes Textes reagieren kann (ebd., 90).

Ungleichheiten im Kontext von Migration werden hergestellt und können bestehen, wenn es Grenzen zwischen Eigenem und Fremdem, zwischen so genannten Einheimischen und Zugewanderten gibt. Texte von MigrantInnen, aber nicht nur von ihnen, machen derartige Grenzziehungen fragwürdig, überschreiten Grenzen, machen auf die Konstruiertheit von Grenzen aufmerksam, verschieben Grenzen, heben sie vorübergehend auf und zeigen, wie unzulässig und unzureichend das Denken in binären Strukturen ist. Sie führen auch Identitätskonzepte als überholt vor, die Identität als Zugehörigkeit zu einem bestimmten Kulturkreis, zu einem bestimmten Ort oder einem Land, zu einer bestimmten Sprache verstehen wollen. Interkulturelle Literatur, wie Hadzibeganovic Literatur von MigrantInnen nennt, kann in diesem Sinne einen wichtigen Beitrag leisten zu »einer Zukunft, die von Multiethnizität und Multikultur geprägt sein wird« (2005, 8).

Literatur

- Abramovic, Sanja (2004) Mosaiksteinchen; in: Christa Stippinger (Hg.) *sprachsprünge. anthologie*, wien, 87-94 (auch in: Milo Dor (Hg.) (2005) *Angekommen. Texte nach Wien zugereister Autorinnen und Autoren*, Wien, 47-55).
- Amodeo, Immacolata (2002) Anmerkungen zur Vergabe der literarischen Staatsbürgerschaft in der Bundesrepublik Deutschland; in: Aglaia Blioumi (Hg.) *Migration und Interkulturalität in neueren literarischen Texten*, München, 78-91.
- Bhabha, Homi K. (1994) *The Location of Culture*, London, 1994.
- Dinev, Dimitré (2003) *Engelszungen*, Wien/München, 2003.
- Dinev, Dimitré (2004) In der Fremde schreiben; in: *Der Standard (Album) 24./ 25. 1. 2004, A4*.
- Dinev, Dimitré (2005a) Spas schläft; in: Ders.: *Ein Licht über dem Kopf. Erzählungen*. Wien, 93-121.
- Dinev, Dimitré (2005b) Kein Wunder; in: Ders.: *Ein Licht über dem Kopf. Erzählungen*. Wien, 184-186.
- Friedl Angelika (2003) *Der Literaturpreis »schreiben zwischen den kulturen«*. Ein Literaturprojekt zur Förderung des Dialoges zwischen und über Kulturen. Diplomarbeit, Wien.
- Frischmuth, Barbara (2005) *Literatur als Zumutung*; in: http://www.wochenendgespraeche.at/2005/retrospektive/files/frischmuth_idt.pdf (Zugriff 26.03.2006).
- Gahse, Zsuzsanna (2005) *Instabile Texte zu zweit. Mit 6 Textzeichnungen der Autorin*, Wien.
- Hadzibeganovic, Alma (1997) »Schonungslose Rebellin des Wortes« oder »Grosses Alphabet« [Interview]; in: Christa Stippinger (Hg.) *schreiben zwischen den kulturen*. Eine Anthologie, Wien, 27-36.
- Hadzibeganovic, Alma (2005) *ist die sprache heimat?* in: Christa Stippinger (Hg.) *wortstürmer. anthologie*, Wien, 7-9.
- Holzner, Gisela (2005) *Mit den Augen fremder Sprachen*; in: <http://www.wochenendgespraeche.at/2005/> (Zugriff 26.03.2006).
- Kim, Anna (2000a) *irritationen*; in: Christa Stippinger (Hg.) *fremdLand. das buch zum literaturpreis schreiben zwischen den kulturen 2000*, Wien, 9-14.
- Kim, Anna (2000b) *Schreiben bedeutet für mich, die Begrenztheiten, in der ich mich im Grunde befinde, zu sprengen* [Interview]; in: Christa Stippinger (Hg.) *fremdLand. das buch zum literaturpreis schreiben zwischen den kulturen 2000*, Wien, 15-20.
- Kim, Anna (2002a) *exile*; in: *Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands* 2/2002, 12.
- Kim, Anna (2002b) *Sprachbetroffen*; in: *Lust auf Sprachen. Beiträge zum europäischen Jahr der Sprachen 2001*. Hg. v. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Wien, 33-35.

Paterno, Wolfgang (2006) Kanakster und Kanakstas; in: profil 8/ 2006, 120-122.

Rushdie, Salman (1991) »Imaginary Homelands«. In: Ders.: Imaginary Homelands.

Essays and Criticism 1981 – 1991. London, 9–21.

Stuiber, Peter (2003) West-östlicher Dinev; in: Die Presse (Schaufenster), 19.9.2003, 11-13.

verein exile (2006) schreiben zwischen den kulturen, Ausschreibungstext zum Literaturpreis;

in: www.amerlinghaus.at (Zugriff 02.02.2006).



Wir alle sind Wien.

MA 17 - Integrations- und Diversitätsangelegenheiten

MA 17 WIE
IST VIELFALT.

Ein Drittel der Wiener Wohnbevölkerung hat Migrationshintergrund, sie selbst oder bereits ihre Eltern sind nach Österreich zugewandert. Die Vielfalt (Diversität) im Zusammenleben soll sich sowohl in den Dienstleistungen der Stadt Wien, als auch in der Personalstruktur der Stadtverwaltung widerspiegeln. Die MA 17 - Integrations- und Diversitätsangelegenheiten ist Schnittstelle zwischen MigrantInnenorganisationen, anderen Nicht-Regierungsorganisationen (NGOs) und der Stadt Wien. Die MitarbeiterInnen der MA 17 kommen aus 14 Ländern und sprechen 23 Sprachen. **Detaillierte Informationen finden Sie auf unserer Homepage: www.integration.wien.at**

1080 Wien, Friedrich-Schmidt-Platz 3 - Telefon: 01/4900 81810, Fax 01/4000 99 81820 - post@mf17.magwien.gv.at

Stadt Wien